

UMSCHAU

Religion und Gott in der Kinder- und Jugendliteratur

Im Jahr 1998 sind in deutschen Verlagen eine große Zahl von Büchern erschienen, die nach dem Muster des Erfolgsromans „Sofies Welt“ von Jostein Gaarder (1993) die Frage nach der Religion und nach Gott für jugendliche Leser aufbereiten. Außer dem Roman von Eckhard Nordhofen handelt es sich ausschließlich um Übersetzungen aus dem Englischen, Französischen und Schwedischen. Eine kleine Auswahl sei im folgenden kritisch betrachtet.

Ein verheißungsvoller Umschlag-Text soll zum Lesen von Ulf Starks und Anna Höglunds Bilderbuch „Das blaue Pferd“¹ anregen: „Immer sind sie Freunde gewesen, Gott und Engel. Sie haben miteinander gespielt, gesungen und gelacht. Doch dann hat Gott das blaue Pferd erschaffen, das Engel sich so sehnlich gewünscht hat. Nun wird plötzlich alles ganz anders zwischen ihnen; nichts ist mehr, wie es einmal war. Und schuld daran ist die Liebe.“ Das Büchlein erzählt also von der innigen Liebe zwischen Gott und Engel, die gestört wird durch Engels Zuwendung zu einem blauen Pferd, das Gott seinem Freund auf dessen Wunsch hin erschaffen hat.

Starks poetischer Einfall von der Sehnsucht nach Liebe, der Erfüllung in der Zweisamkeit und von der Eifersucht Gottes auf die Liebe von Engel zu seinem Geschöpf und vom Zusammenhang von Liebe und Paradies ist schön und biblisch vertretbar. Auch die legendenhafte Ausschmückung von Gottes Schaffensprozeß sowie vom Land der Sehnsucht (in der Illustration in Blau) und vom Paradies (in lichten Farben) ist voll akzeptabel.

Doch sind die Einwände gegen das Buch stärker als die Empfehlung: Es vermittelt in Wort und Bild ein völlig verqueres Gottesbild. Gott wird als infantiler Trottel mit gelben Stoppelhaaren (Heiligenschein?), als plärrendes Kleinkind dargestellt, der „stupst“, „spielen will“ (6), beim Rätselraten versagt (6f.) und zum Frühstück Brei „will“ (14), der beim Versuch zu reiten vom Pferd stürzt und

„aau, aua!“ (18) sich das Knie aufschlägt – kurz, der alle Eigenschaften eines kleinen Kindes hat. Er kennt die Liebe nicht, sehnt sich nach dem Paradies und wird von seinem Geschöpf über diese existentielle Kraft aufgeklärt.

Bei solcher Gestaltung fragt sich der Leser: Welches Gottesbild steht dahinter? Was soll dieses Buch über Gott vermitteln? Versucht der Autor, Gott auf die Ebene des Kindes zu holen? Ein Kindergott? Ein solches Vorhaben widerspricht jedoch völlig der Vorstellung, die sich Menschen von Gott oder dem Göttlichen machen. Die Figur im Buch ist nur mehr kindisch. Wie sollen Kinder eine Gottesvorstellung vom Schöpfer und Freund des Menschen entwickeln, wenn sie eine solche infantile Figur sehen? Oder ist Gott hier zur Karikatur entartet? Soll seine Ohnmacht menschlichem Streben gegenüber dargestellt werden? Doch dazu fehlt der Witz. Zudem können Kinder im Bilderbuchalter mit Karikaturen nichts anfangen. Zum Verstehen von Karikaturen gehört nämlich Vorwissen über die karikierte Person. Bedauerlich, daß der poetische Einfall so vertan ist!

Auch ein anderes Bilderbuch von Ulf Nilsson und Anna Höglund „Ein Kind, ein Lamm, ein Lied“² ist mißglückt. In diesem Fall gilt allerdings die Ablehnung ausschließlich den Illustrationen, die bereits im oben genannten Bilderbuch einen Großteil der Negativkritik (Gottes-Bild) ausmachen. Erzählt wird die Geschichte Jesu von Nazareth von der Geburt im Stall bis zur Auferstehung, hier der Begegnung Maria Magdalenas mit dem Auferstandenen. Jeweils links erscheinen die Texte, die ausschließlich aus Nomen mit meist unbestimmtem Artikel bestehen, z. B. „Sturm“ (22); „Ein Licht / Ein Stall“ (2); „Alle Lämmer / Ein Wolf / Ein Hirte / Ein Licht“ (30); rechts ganzseitige Illustrationen, die den Text verdeutlichen sollen. Im Anhang werden für Leser von heute, die das Neue Testament nicht mehr kennen, die den Nomen zugrunde liegen-

den biblischen Geschichten erzählt; leider ohne Angaben der entsprechenden biblischen Perikopen.

Der Text des Büchleins ist höchst reizvoll. Die Reduktion der Botschaft des Neuen Testaments auf einzelne zentrale Worte bietet nämlich breiten Raum zum Ausgestalten und zum Weitererzählen und steht in wohlthuendem Kontrast zu vergleichsweise geschwätzigem Büchern. Weniger ist mehr!

Leider verliert dieses Bilderbuch durch die Illustrationen seine gute Wirkung. Die Bilder von Anna Höglund sind in einem größtenteils ungekonnten pseudo-naiven Mischstil gemalt. Abgesehen von Titelbild, Stall, Berufung der Jünger, Einzug in Jerusalem enthalten die Bilder so viele zeichnerische Fehler, daß anatomische Verrenkungen und Deformation, z. B. Maria als Kinderwiege (5), kniendes Kind (9), Hand (24), oder komische Situationen, z. B. Klopapierrolle neben Maria (5), Jesu Kopf als Laterne im Wasser (13), entstehen. Ein naiver Stil oder die Übersetzung ins Abstrakte oder Surreale sind auch im Kinderbuch durchaus angebracht, aber sie müßten gekonnt durchgeführt, durchgehalten und nicht wie in „Sturm“ (23), „Ein blinder Mann“ (27) oder „Das Wasser“ (57) beliebig gemischt werden. Höglunds Bilder sind ein lächerlicher Versuch, kindliche Zeichen- und Malweise zu imitieren. Kinder jedoch bevorzugen nachweislich gelungene Bilder von Erwachsenen und nicht die ihresgleichen, auch wenn sie selbst eine Zeitlang anatomisch, perspektivisch und surreal zeichnen und malen. Niemand käme auf die Idee, ein Geschichtenbuch in fehlerhaftem Kinderduktus zu verfassen. Gerade Kinder haben Anspruch auf höchste Qualität; wie anders kann sich ästhetische Erziehung vollziehen!

In den folgenden Werken geht es um erzählende Kinder- und Jugendbücher, in denen die Frage nach Gott zwar lehrhaft, aber auf unterhaltsame Weise und besonders im ersten Fall auf literarischem Niveau behandelt wird. Marie Desplechin „Ich, Gott und Onkel Frederic“³ erzählt höchst humorvoll, wie ein zehnjähriges Kind die Frage nach Gott, nach der Entstehung der Welt, nach dem Gebet und nach dem Tod mehr umtreibt als der Schulalltag. Christoph befragt nacheinander seinen atheistischen Vater,

seine unentschiedene Mutter, seine traditionell katholische Großmutter und seinen distanziert pragmatischen Großvater nach ihrem Glauben. Jede Antwort spiegelt eine der Möglichkeiten, wie Menschen heute mit dieser Frage umgehen, was den Jungen aber nicht zufriedenstellt. Erst die persönliche Auseinandersetzung aufgrund eines Schulreferats, das er zur Frage nach Gott übernommen hat, führt ihn weiter. Das Referat wird ein Erfolg zum einen für seinen Standort in der Klasse, zum anderen als „Trost“ für seinen Freund nach dem Tod von dessen Oma.

Im Ich-Erzähler, dem zehnjährigen Christoph, hat die Autorin eine Figur erfunden, die nach Alter, Vorbildung, Einfallsreichtum und Humor überzeugend ist. Christophs Wißbegierde und sein gesunder Realismus lassen keinen Raum für verstiegene Spekulationen und religiöse Phantasereien. Besonders erfrischend wirken die humorvollen Formulierungen, die ihm Desplechin an geeigneten Stellen in den Mund legt.

Zudem ist die Erzählung sachlogisch aufgebaut: Christoph beginnt mit der einfachen Befragung in seiner unmittelbaren Umwelt (Vater, Mutter, Großmutter, Großvater, Freund Thomas) und kommt unter Anleitung seines Onkels zur komplexen Antwort durch die Literatur. Dabei lernt er, sich auf Wesentliches zu beschränken und nur die Religionen darzustellen, die weite Geltung haben: Judentum, Christentum, Islam, asiatische Religionen, besonders Buddhismus, afrikanische Religionen (Geister, Tote, Medizinmänner).

Desplechin will also die Frage nach Gott in Gang setzen und verschiedene Antworten zu Wort kommen lassen, wobei sie behutsam dem Weiterleben nach dem Tod und der Hoffnung auf das Paradies nach christlichem Verständnis den Vorzug gibt (104); vor allem aber versucht sie erfolgreich, Fragen und Antworten in den Lebenszusammenhang eines Kindes einzubauen und sowohl die rationale (Referat) als auch die emotionale (Trost für Thomas) Seite der Gottesfrage zu berücksichtigen. Und das ist nach Onkel Frederic das Wichtigste an der Gottesfrage: „Wenn ein Atheist wie ich auch nur einen einzigen Grund nennen müßte, warum ich mich mit Gott beschäftigen sollte, so wäre es dieser: Er bringt uns dazu, eine ganze Nacht über ihn zu reden. Ich

bemerke übrigens auch, daß wir, wenn wir über ihn reden, immer über uns reden. Und es ist wohl so, daß wir nach solchen Gesprächen nicht dümmere oder unglücklicher sind. Ganz im Gegenteil!" (108 f.).

Auch Eckhard Nordhofens Roman „Die Mädchen, der Lehrer und der liebe Gott“⁴ hat Lehrcharakter. Ein Philosophie- und Religionsreferendar entwirft eine Lehreinheit für seine Klasse, insbesondere für eine Schülerin, die aufgrund eines Naturerlebnisses sensibel für die Frage nach Gott ist, mit dem Ziel, ihr seinen „linken Monotheismus“ (142), die „jüdische Aufklärung“ (164), nahezubringen. Um dem Leser diese Problematik schmackhaft zu machen, wird sie in eine Liebes- und in die Lebensgeschichte des Referendars Ringler, eines ehemaligen Jesuitenschülers und Priesteramtskandidaten, eingebettet. Die personale Erzählsituation erlaubt es, das Geschehen aus der Sicht der verschiedenen Personen Ringler, Thea, Silke darzustellen. Jedoch bleiben außer der Person des Referendars die anderen Figuren nur Typen bzw. Funktionsträger: Thea als Ziel seiner religionspädagogischen und erotischen Bemühungen; Silke als Mittelsfrau und Kontrastfigur.

Der Roman präsentiert sich in einem postmodernen Stilgemisch aus schlechtem Erzählerbericht, banaler Alltagssprache (nicht nur in den Dialogen), Referatsstil mit symbolischen Verweisen (Namen, Vorausdeutungen von Ringlers Absturz u. ä.), satirischem Sprachspiel (Gesellschafts- und Kirchenkritik) und Zitaten, z. B. aus der Bibel und dem „Decamerone“ von Boccaccio. Hier liegt denn auch die Schwäche des Romans. Mag der Leser das Nebeneinander von spektakulären Ereignissen wie Theas mystisches Erlebnis bei einer Nachtwanderung auf den Mont Ventoux in der Provence, das Lügenspiel um den Priester inkognito, den Absturz des Referendars beim Schilaufen in eine Gletscherspalte und seine wunderbare Rettung, allesamt längst ausgereizte Versatzstücke trivialer Unterhaltungsromane, noch hinnehmen, so ist die Vermischung der Handlungsebenen und der entsprechenden Sprachgestaltung, besonders die Verbindung von erotischer Sphäre (Duft, Geruch, Haar) mit dem Diskurs über Gottesbeweise, kaum zu ertragen, z. B. „Wolfgang Ringler bekam

diesen berühmten Open-air-Geruch von Frauenhaut in die Nase, mit dem es die bekannten Schwierigkeiten geben würde. Die dunklen halblangen Haare kamen erschwerend (!?) hinzu.“ (22) oder beim Gespräch über den „Kindermord“, das Opfer Abrahams: „Heute roch sie nach Kinderseife“ (69). Daneben beeinträchtigen auch grammatische Unkorrektheiten, Wiederholungen, die nicht als bewußtes Stilmittel zu erkennen sind, und viele Detailschilderungen, die nichts zum Geschehen beitragen, das Lesevergnügen.

Als besonders ärgerlich fällt ins Gewicht, daß der Autor das typische Rollenklischee vom klugen Lehrer (Mann) und seinen zwei naiven, bildsamen Schülerinnen („Gör“, 107; 124) fort schreibt. Dieser Eindruck wird weder durch Ringlers Selbsterkenntnis (141; 147) noch durch seine mangelnde psychische Reife in der Episode mit Silke (171 ff.), noch durch Theas Kritik an seinem Verhalten (183 ff.) aufgehoben. Ringler ist als eitler, überheblicher Typ angelegt, der all seine Gelehrsamkeit über Götter, Heilige, Gottesvorstellungen, Kinderopfer, Orakel, Ringparabel, Theologia negativa, Religionsphilosophie (Anselm v. Canterbury, Kant, Feuerbach, Marx, Freud) ins Spiel bringt, was einem echten Lehrer der Weisheit, einem Sokrates, widerspricht. Wenn nämlich das Buch einen ernstzunehmenden Weg der Gottsuche bieten will, müßte der Wegbereiter auch für weibliche Leser sympathisch sein; sonst verfehlt es sein Ziel. Männliche Leser werden sich ohnehin kaum für Silkes Magersucht und Theas mystisches Erlebnis interessieren.

So muß man bedauernd feststellen, daß das in der Gegenwart seltene Unterfangen, einen Jugendroman (laut Ankündigung des Verlags: ein „Bildungsroman“) über eine positiv verlaufende Suche nach dem jüdisch-christlichen Gott zu schreiben, nicht befriedigend realisiert wurde. Geeignet ist er allenfalls als Leitfaden für Philosophie- oder Religionsreferendare, die einen Leistungskurs zur Gottesfrage aufbauen und gutes Material suchen. Das bietet der Autor.

Auch der inzwischen zum Bestseller avancierte Roman der französischen Autorin Catherine Clément „Theos Reise“⁵ will Information und Unterhaltung verbinden. Das Unterfangen geht auf eine Anregung des Verlegers Claude Cherk

zurück, der nach dem Muster des Welterfolgs von Jostein Gaarder mit „Sofies Welt“ ein Buch über die Weltreligionen herausbringen wollte. Dieser komplexen Aufgabe hat sich die Autorin gestellt. Sie läßt an jeweils heiligen Stätten authentische Vertreter der großen Weltreligionen Judentum, Christentum, Islam, Hinduismus, Buddhismus, Taoismus, afrikanische Naturreligionen und all ihre Spielarten und Sekten aus der Perspektive von jeweils Eingeweihten, z.B. von Priestern u.a., darstellen.

Abgesehen davon, daß die Gesamtdarstellung die Religionen nur von außen, von der Oberfläche her, erfaßt, wirkt die Fülle des Materials samt der Überfülle an Details verwirrend und kann sich kaum einprägen, weil eine Information die andere nach wenigen Sätzen ablöst. Auch wenn die Darstellungen im ganzen zutreffen, so fragt man sich, warum Streitpunkte und Problemstellungen der jüdischen und der christlichen Religion wie Eva, Samariter, Jungfrauengeburt, Immaculata, Zölibat, Katharer, Arianer, Irenäus usw. eingebracht werden; tragen sie doch – zumal sie nur aus einer Perspektive dargestellt werden – eher zur Verwirrung als zum Verstehen bei.

Um die enorme Stofffülle dem jungen Leser – etwa ab 16 Jahren – nahezubringen, wird dem Lehrbuch eine Handlung unterschoben: Der todkranke Theo reist mit seiner Tante Marthe um die Welt, um die Religionen kennenzulernen. Er ist religionslos aufgewachsen und soll sich selbst entscheiden, ob er aus einer Religion leib-seelischen Trost ziehen kann. Nach bekanntem Muster (vgl. „Sofies Welt“; „Die Mädchen, der Lehrer und der liebe Gott“) werden chiffrierte Botschaften eingefügt, die Theo decodieren soll, um das nächste Ziel zu erraten. Zudem ist die Reise so angelegt, daß er am Ende als Geheilte nach Hause zurückkehrt. Literarisch überzeugend ist dies nicht. Warum glauben Autoren und Autorinnen, existentielle Fragen nach Gott oder der Religion allgemein nur im Zusammenhang mit Krankheit behandeln zu können (vgl. „Durch einen Spiegel“ von Jostein Gaarder, 1996; Carl Ludwig Schleich, „Es läuten die Glocken“, 1912)? Religion entartet dadurch zur letzten Rettung, als sei sie nur für Todgeweihte interessant. Wenn sie auch von vielen Menschen so verstanden wird, heißt das nicht, daß man diese Sicht Ju-

gendlichen von vornherein so vermitteln sollte.

Der zweite Einwand gilt der Figur des Theo. Sie ist ein Konstrukt aus witzig-frechem Jungen, altklugem Kommentator und wißbegierigem Schüler, der die Monologe der Religionsexperten durch geschickte Fragen und saloppe Kurzkommentare unterbricht, einerseits, um mögliche Leserfragen einzubringen, andererseits, um den Lehrcharakter aufzulockern. Doch wirken Theos Einwürfe (Jugendsprache) wie Stilbrüche, z.B. zum Zweifel an der Allmacht Gottes: „Oder ist er etwa eine Niete“ (39); zum Gebot der Sonntagsruhe: „Man soll faulenzen“ (59); zu Pharaos Untergang: „Strafe muß sein“ (47); zu den Sekten: „Wie kommt es, daß solche Heinis Erfolg haben?“ (51).

Dies alles samt der Darstellung der familiären und wirtschaftlichen Verhältnisse der beteiligten Personen, die weit entfernt von denen der bürgerlichen Leser sind, kommt über Klischees nicht hinaus. Welcher Leser verfügt über einen solchen Luxus und so viel Zeit, von einem Land zum anderen zu fliegen, in den besten Hotels zu nächtigen, die bekömmlichsten Speisen zu essen, sich einer ständigen Gesundheitskontrolle zu unterziehen, fast täglich per Handy mit den Angehörigen in Europa zu telefonieren, die gebildeten Führer zu haben, in viele Riten eingeführt zu werden usw.? Hier wäre der Untertitel „Märchenroman“ angemessen; denn auch Märchen enthalten Wahrheiten.

Aus den zuletzt genannten Gründen ist das Buch für die gehobene Klasse der Kleinmillionäre geeignet, die sich auf unterhaltsame Weise oberflächlich informieren will. Von der Romanhandlung her dürfte es Liebhaber von trivialer Unterhaltungsliteratur befriedigen. Für an religiösen Fragen interessierte Leser bringt es kaum Gewinn, müssen sie sich doch durch allzu viele Details und Banalitäten hindurcharbeiten, um zu wesentlichen Fragen zu kommen, die zudem oft nicht von unwesentlichen zu unterscheiden sind. Auch vermißt man eine Stellungnahme. Ist distanzierte Objektivität im Sachbuch ein Qualitätsmerkmal, so ist sie im Roman von Nachteil. Das Ergebnis von Theos Religionsstudien, nämlich die Gleichheit aller Religionen im Bild vom Baum mit Stamm und Ästen, will nicht so recht zu dem existentiellen Ansatz des Anfangs passen.

Nach all den Erkenntnissen und Einführungen, die Theo auf seiner Reise erfahren hat, ist von einer existentiellen Betroffenheit nichts zu spüren. Er ist zwar gesund, denkt wohl auch ans Heiraten, ist aber religiös derselbe wie am Anfang. Das ist für ein Werk mit diesem Anspruch und von solchem Umfang zuwenig.

Was Clément nicht geleistet hat (vielleicht auch nicht wollte), findet der Leser in John Bowkers „Religionen visuell“⁶, einem gut gegliederten, anschaulich dokumentierten, aufs Wesentliche beschränkten, fachgerecht dargestellten Sachbuch. Auf eine lesenswerte Einleitung, die in Kürze versucht, das Phänomen des Religiösen zu umschreiben, folgt die Darstellung der verschiedenen Ausprägungen, angefangen von den alten Religionen des Orients und Europas über die indischen und fernöstlichen Chinas, Japans und den Naturreligionen Afrikas zu den zentralen, die westlichen Kulturen und den Mittelmeerraum prägenden Buchreligionen Judentum, Christentum und Islam. Die Religionen werden einem Sachbuch entsprechend von außen dargestellt, und zwar jeweils Ursprung, Gründer, Gottesvorstellung, Lehre/Gesetze, Schriften, Kult/Riten, Feste, heilige Orte, Wesen, Jenseitsvorstellungen, Variationen: Sekten/Reformen/Abspaltungen.

Der Tenor des Buches liegt im Gedanken der Toleranz. Es will aufklären, Verständnis wecken. Um dem Nachdruck zu verleihen, zitiert Bowker abschließend die „Goldene Regel“: „Was du nicht willst, was man dir tut, das füge keinem anderen

zu!“ und weist nach, daß sie in den meisten Religionen zum ethischen Kodex gehört. Das Buch ist nicht auf eine bestimmte Lesergruppe zugeschnitten. Es wendet sich gleichermaßen an Erwachsene wie an Jugendliche. Die guten Fotografien von Tempeln, Kirchen, geweihten Geräten und heiligen Orten unterstützen das Verständnis.

So kann man abschließend nur feststellen, daß es sich bei den genannten Büchern – abgesehen von Desplechins Kinderbuch und „Religionen visuell“ – um literarische Mischformen handelt, deren Schwächen unübersehbar sind. Die meisten Autoren hängen sich an den Erfolg von Jostein Gaarders „Sofies Welt“ an, ohne dessen Originalität zu erreichen. Insgesamt ein nicht sehr erfreulicher Ertrag religiöser Literatur für junge Leser auf dem überbordenden Büchermarkt.

Magda Motté

¹ Stark, Ulf u. Höglund, Anna: Das Blaue Pferd. Hamburg: Carlsen 1998. 48 S. Kart. 24,90.

² Dies.: Ein Kind, ein Lamm, ein Lied. Hamburg: Carlsen 1998. 72 S.

³ Desplechin, Marie: Ich, Gott und Onkel Frederic. Würzburg: Arena 1998. 110 S. Kart. 19,80.

⁴ Nordhofen, Eckhard: Die Mädchen, der Lehrer und der liebe Gott. Stuttgart: Reclam 1998. 226 S. Kart. 29,80.

⁵ Clément, Catherine: Theos Reise. Roman über die Religionen der Welt. München. Hanser 1998. 717 S. Hl. 39,80.

⁶ Bowker, John: Religionen visuell. Hildesheim: Gerstenberg 1997. 200 S. Lw. 68,-.

Die frühe Geschichte der Gesellschaft Jesu in Bayern

Zu neueren Festschriften und Ausstellungskatalogen

Nach Bayern kamen die Jesuiten durch Herzog Wilhelm IV., der sich für die theologische Fakultät der Landesuniversität Ingolstadt geeignete Professoren erbat. Von Papst Paul III. und dem Ordensgründer Ignatius von Loyola entsandt, trafen 1549 die Jesuiten Petrus Canisius, Claude Le Jay und Alfonso Salmerón in Ingolstadt ein. Da das versprochene Kolleg jedoch nicht errichtet wurde, zog Ignatius 1552 alle Jesuiten aus Ingolstadt wieder ab. Erst nach langen Verhandlungen

kehrten sie 1556 auf Drängen Herzog Albrechts V. zurück. Im selben Jahr errichtete Ignatius von Loyola die Oberdeutsche Provinz, zu deren Provinzial er Petrus Canisius ernannte. Drei der prominentesten Förderer und Gönner der ersten Jesuiten in Bayern waren neben dem Augsburger Bischof Kardinal Otto Truchseß von Waldburg die Bayernherzöge Albrecht V. und sein Sohn und Nachfolger Wilhelm V. Sie entschieden auf lange Sicht den katholischen Cha-